

zfbk ZEIT

ALSO UNSERER BAUKULTUR FEHLEN DIE VISIONEN

2.2.22

/
Die Frage nach
dem Mock Up

/
Auf den Spuren
der Ostschweizer
Baukultur

Gespräche mit
Werner Binotto,
Fredy Altherr,
Christoph Kessler
und Arno Ritter

/
Aktivitäten



DIE FRAGE NACH DEM MOCK UP

In der Architektur ist ein «mock-up» ein materialechtes Vorführmodell, das im originalgetreuen Massstab einen Gebäudeausschnitt wiedergibt. Dahinter steht die Absicht, die Detailausbildung eines Projektes zu verstehen, bevor mit dem eigentlichen Bau begonnen wird. Was aber, wenn Mock-ups nicht als Parallelprodukte der Architektur, sondern als eigenständige Artefakte verstanden werden, die jenseits ihrer technischen Funktion ein experimentelles oder gar poetisches Potenzial besitzen?

Die Ausstellung «Mock-Up» zeigt die Bilderserie «Archetypes» des kanadischen Fotografen David K. Ross. Sie wird ergänzt mit Beiträgen von Herzog & de Meuron, Stauer & Hasler Architekten, iart, NEST/ Gramazio Kohler Architects, baubüro in situ & Zirkular, Manuel Herz Architects und 51N4E/NEWROPE, die das Potenzial von Mock-ups auf ganz unterschiedliche Weise erschliessen und nutzen.

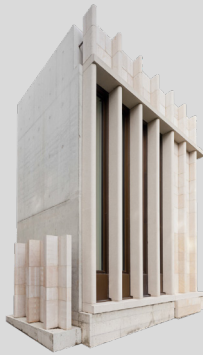
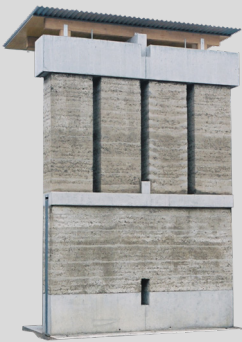
«Mock-Up» beschränkt sich nicht auf diese Museumsräume. Das SAM hat mit Hilfe von zahlreichen «spotter» eine Karte mit aktuellen Mock-up-Sichtungen zusammengestellt.

R/

- 01/ Trachsler Hoffmann
Volta Ost / BS
- 02/ Enzmann Fischer
Westfeld / BS
- 03/ Edyta Augustynowicz
Modulares Bürogebäude / BS
- 04/ Roger Boltshauser
Sitterwerk / SG
- 05/ Mark Ziörjwen Architekten
Schulhaus Hergiswil / NW
- 06/ Meili Peter
EWZ Zürich West / ZH
- 07/ Esch Sintzel
Lysbüchel Süd / BS
- 08/ David Chipperfield
- 09/ Roger Boltshauser
Ozeanium Zoo / BS
- 10/ Roger Boltshauser
ETH Gloriastrasse / ZH
- 11/ Caruso St. John
Swiss Live Arena / ZH
- 12/ Zeljko Gataric Imhoff
Unbekannt

L/

SAM: <https://www.sam-basel.org/de/ausstellungen/mock>





MOCK UP
ALS INSTRUMENT
ZUR FÖRDERUNG
UNSERER
BAUKULTUR?



Um die Erscheinung eines Hauses zu prüfen, braucht es mehr als Renderings oder kleine Modelle: Wer die Sache ernst nimmt und das nötige Geld hat, baut in Echtgrösse ein materialgetreues Vorführmodell. Damit können Farbtöne bei Regen und Sonnenlicht genauso wie Schrauben und Kanten einer letzten Prüfung unterzogen werden, bevor es ernst wird mit dem Bauen.

Solche Attrappen – oder eben auf Englisch: «mock-ups» – entwickeln zuweilen eine spezielle Aura, wenn sie als einsames kleines Haus am Rande einer Baustelle auf etwas Aufmerksamkeit warten. Der kanadische Fotograf und Filmemacher David K. Ross hat diese eingefangen, indem er die Mock-ups nachts unter einem Scheinwerfer ablichtete. Aus ihrem Zusammenhang genommen, wirken die Werkstücke geheimnisvoll und legen gleichzeitig alles offen, was da ist.

Ein solches Werkstück ist eigentlich zu wertvoll, als dass es bei Versuchsende entsorgt werden könnte. So lebt beispielsweise Herzog & de Meurons Testfassade der Basler Wohnüberbauung Südpark nun in einer Tischlerwerkstatt in Laufen weiter. Eine Testwand in Senegal entfaltete sogar ein Eigenleben, noch bevor der eigentliche Bau fertiggestellt war, wie der Basler Architekt Manuel Herz im folgenden Gespräch erzählt. An der Architekturbiennale in Venedig steht eine Wand aus Manuel Herz' speziellen Zementsteinen in der Ausstellung im Arsenal; die Stücke wurden direkt vor Ort hergestellt. Mit der Konstruktion wird dort weder die Stabilität noch die ästhetische Wirkung getestet, vielmehr erzählt sie von den Möglichkeiten unvorhergesehener Anwendungen. Auch die Basler sollen nächste Woche in die händische Produktion dieser roten Ziegel eingeführt werden.

/R

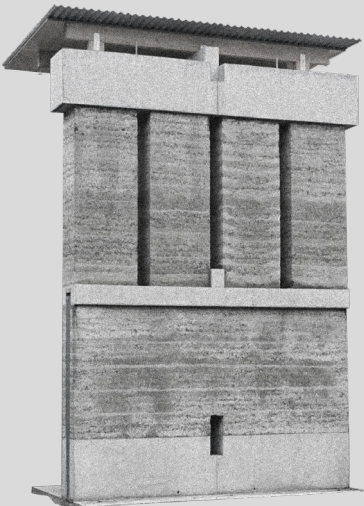
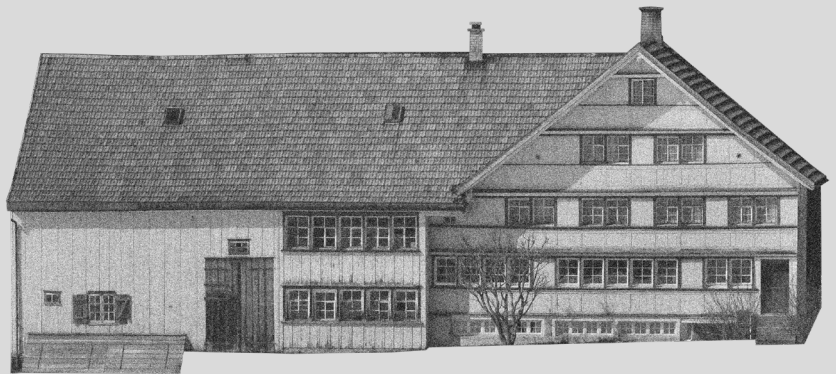
Lukas Murer: Foto Werkstücke, Mock Up Meili, Peter & Partner Architekten, ZHAW Halle A Vorplatz, Winterthur

/L

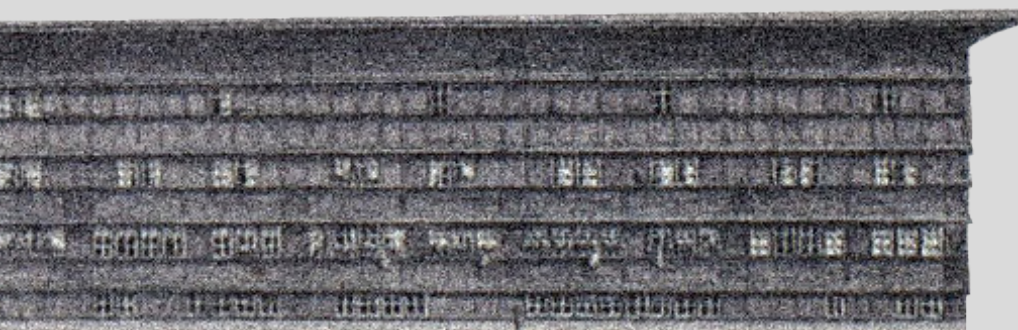
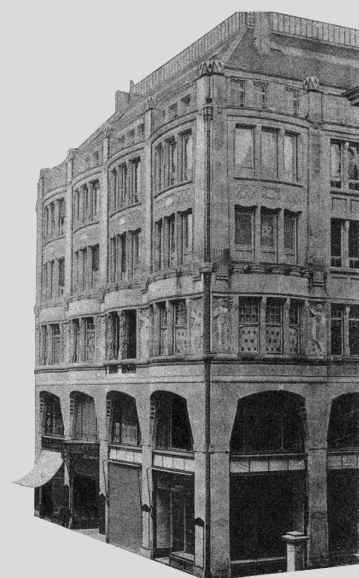
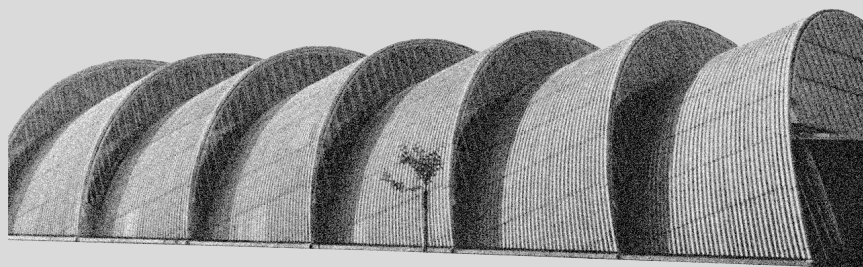
NZZ: <https://www.nzz.ch/feuilleton/mock-up-testfassaden-mit-eigenleben-ld.1642898>



Lukas Murer: Foto Werkstücke, Mock Up Meili, Peter & Partner Architekten, ZHAW Halle A Vorplatz, Winterthur



SPUREN DER OSTSCHWEIZER BAUKULTUR



EIN GESPRÄCH MIT WERNER BINOTTO ÜBER DIE PROBLEME DER BAUKULTUR

Nicht allen die Agglomeration hat ein kulturelles Problem. Das gibt es auch in der Stadt und auf dem Land allemal. Aber man muss sich gut überlegen was die Probleme sind. Ich vermute, es gibt ein architektonisches Problem, dass in der Moderne wurzelt. Die CIAM Architekten wollten grundsätzlich etwas Neues wollten. Man hat den Eindruck, dass es verboten war, über Vergangenheit nachzudenken, und wenn nur sehr selektiv. Man hat alles neu erfunden, man hat versucht die Architektur auf einer Art Phänomenologie aufzubauen, völlig im leeren Raum. Was dazu geführt hat, dass der Architekt und der Ingenieur, der Architekt ganz ausgeprägt, sich mehr und mehr aufs Objekt zurückgezogen hat. Und immer mehr hat sich das Gebäude von der Strasse, vom öffentlichen Raum weg entfernt, quasi in die eigene Privatheit. Ich sage es jetzt ganz schwarz-weiss, das ist die Basis wie unsere Agglomeration entstehen konnte. Und das ist jetzt ganz schwierig zurückzudrehen, das gehört ja jetzt alles irgend Jemandem.

Als ich aufgewachsen bin in Lüchingen, St.Gallen, in den 60er Jahren, da gab es noch jene Bauern, denen viel Land gehört hat. Ich würde sagen, dass zwanzig Bauern die Hälfte des Landes im Zentrum gehörte. Dann kam die Strategie, dass man diese Bauern aussiedelt: 1966 kam das erste Raumplanungsgesetz, welches in den 70er Jahren umgesetzt wurde. Man wollte im Zentrum bauen, also hat man die Bauern ins Riet ausgesiedelt. Von einst zwanzig Eigentümer sind es heute gefühlt 300 denen das gleiche Land gehört. Es sind Eigentumsverhältnisse geschaffen worden, in denen man nicht mehr wirklich gesamtheitliche planen kann. Man ist notgedrungen auf das Objekt verpflichtet. Ich glaube, da liegt das Hauptthema moderner zeitgenössischer Baukultur.

Ich erinnere mich als die ersten Mall-Projekte, eine Erfindung, beispielsweise Bakema und van den Broek in Amsterdam, eine Einkaufsstrasse sehr schön gezeichnet und auch gebaut. Man geht shoppen, das gab es vorher gar nicht. Und ich erinnere mich daran, wie das Einkaufszent-



Werner Binotto
Architekt HBK / SIA / BSA
Kantonsbaumeister
2006 - 2020
St.Gallen

rum Säntispark zum eigentlichen Zentrum von Abtwil wurde, da treffen sich die Leute. Also es gibt faktisch kein Zentrum mehr. Das ist ein wesentlicher Teil der Baukultur. Auch das Appenzellerhaus, s'Heimätli, ist genauso ein Objekt. Das jedoch stimmt für jene Kultur: Landwirtschaft, ein Haus in der Mitte deines Grundstücks, eine Welt für sich. Dann funktioniert das gut. Wenn man die aber zusammenschiebt und Jeder nur noch einen kleinen Garten hat, nicht mehr auf eigenen Beinen steht, also wenn du urban wirst. Einer kann das, der andere das und drum rum hast du das Land, welches dich versorgt.

Du merkst ich komme ganz stark von der wirtschaftlichen Seite, die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen, diese Abhängigkeiten. Wer versorgt wen? Wie ist man verbandelt? Wie funktioniert man wirtschaftlich? Das kommt alles, bevor die Architektur kommt. Ich bin ein Gegner der globalen Welt. Wir werden die Region nur wieder stark machen, wenn wir es verstehen, dass wir die Arbeit in der Region behalten, dass es interessant ist für junge kritische Geister herzukommen, hier zu leben, nicht nur hier arbeiten und parallel aus der eigenen Arbeit andere Dinge entstehen.

Wir haben heutzutage fast keine Bauherren mehr. Sie wurden durch Investoren ersetzt. Ursprünglich gab es Bauherren, die Bedürfnisse hatten. Man hat gebaut, weil man produzieren wollte. Das ist kein Investorendenken. Dieser ist nur die Rendite im Kopf fixiert. > Langgebäu in Bühler / Zlin in Tschechien

Ich glaube, jetzt kommen wir zu einem Match entscheidenden Teil, danach hören wir auf uns mit sozialpolitischen und wirtschaftlichen Themen zu beschäftigen und kommen zur Architektur. Ich vermute, dass zwischen 1968 bis 1973, die Weichen für unsere Gegenwart gestellt wurden.

Nach dem letzten Krieg wurden bis Ende der 50er Jahre die Wiederaufbauprogramme in Europa, in Deutschland, Frankreich, Italien et cetera abgeschlossen waren. Dafür war eine entsprechende Bauindustrie notwendig. Was macht man mit der anfangs der 60'iger Jahre? Genau, man baut weiter. Die Bauwirtschaft mutiert schrittweise von einer Bedürfniswirtschaft zu einer Konsumwirtschaft. Es entsteht noch ein anderes Phänomen: bis zu diesem Punkt waren wir uns nicht wirklich bewusst, dass alles was wir bauen auch unterhalten werden muss. Bei einem Appenzellerhaus hast du geringe Unterhaltsarbeiten. Man hat ein Vordach, man wechselt einmal pro Generation ein paar verfaulte Holzbretter aus. Aber eigentlich mit einem bescheidenen Aufwand steht dieses Gebäude 100 Jahre und länger.

Ab den 80er, 90er Jahren musste man sich plötzlich überlegen: wie saniert man diese Bauten? Diese Betonbauten, diese hochkomplexen Bauteile. Das Appenzellerhaus ist ein

additives Bauen, man hat einen Keller, gestapelte Obergeschosse. Man hat Dimensionen, die aus der Konstruktion, den Materialien und dem Handwerk kommen: beispielsweise viereinhalb Meter lange Baumstämme, man arbeitet mit Steinen, die ein Arbeiter anheben kann. Man hat keine Bagger, die grosse Tiefgaragen ausheben können, Die arbeiten werden weitgehend händisch ausgeführt. Energetisch sind solche Häuser immer noch attraktiv gegenüber einem Neubau, weil ihre Erstellung kaum Energie verbraucht hat. Das waren die Rahmenbedingungen, welche unsere Baukultur in gewissen Schranken gehalten haben und das haben wir wahrscheinlich in den 70er, 80er Jahren verloren.

Es gab in den 1968 die Jugendunruhen, die Pariser Maiaufstände mit ihrer Kritik am ausbeuterischen Kapitalismus und gegen den Vietnamkrieg. Im gleichen Jahr traf sich der Club of Rome mit dem Ziel zu überlegen: können wir so wirtschaftlich weiter machen? 1972 erschien der Bericht Die Grenzen des Wachstum. Das war der massgebliche Bericht, der das erste Mal gezeigt hat, dass unsere Ressourcen endlich sind. Ein Jahr später, 1973, brach der Jom-Kippur-Krieg aus, während dem die arabischen Staaten das erste Mal Öl als Waffe einsetzten. Das Ölembargo. Da wurde uns bewusst, wie abhängig davon sind. Das Büro, in dem ich damals gearbeitet habe, baute gerade eine grosse Wohnanlage in Rorschacherberg. Die Reaktionen waren unmittelbar und eindeutig :Heizung auf 18 Grad und Pullover anziehen. Das war im Herbst. Im Januar war alles wieder vergessen.

Für die Baukultur entscheidende Einflüsse zeichneten sich mit veränderten Bedingungen in der Finanzwirtschaft ab. Mit der Kündigung des Bretten-Woods Abkommens 1971, löste sich die Finanzwirtschaft Schritt für Schritt von der industriellen und landwirtschaftlichen Entwicklung unserer Gesellschaft. Die Finanzwirtschaft weist bis heute unglaubliche „Wertschöpfungen“ ohne realen Gegenwert aus. Das leichtverfügbare Geld wird dann ironischerweise zunehmend in materielle Werte wie Immobilien investiert. Das Bauen ist Markt geworden. Die Baukultur geprägt nicht mehr vom Bauherren, sondern vom Investor. Getrieben von der Rendite, nicht mehr vom Bedürfnis.

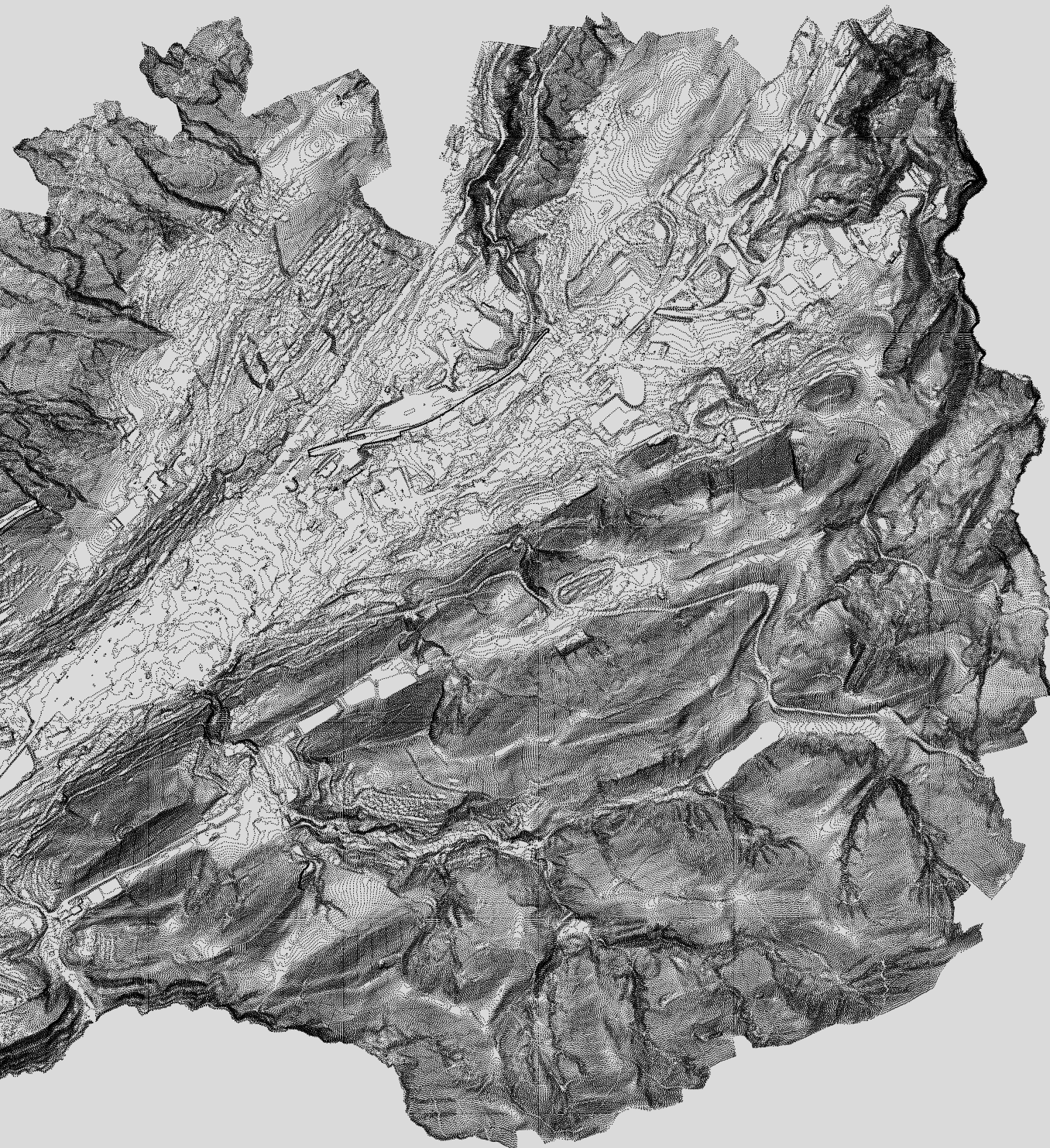
Im Buch „Die unsichtbaren Städte“ beschreibt Italo Calvino die Geschichte der Stadt Leonia. Er schreibt die Geschichte 1972, also gleichzeitig mit den oben besprochenen Politischen und Wirtschaftlichen Ereignissen. Er beschreibt eine Stadt, die sich jeden Tag neu erfindet. Die Leoniker definieren sich darüber, was sie verbrauchen und nicht, was sie schaffen. Ich vermute, dass es das erste Mal geschieht, dass der Mensch sich nicht mehr über das was er macht, definiert, sondern über das was er verbraucht. Geboren ist der Konsument, der Verbraucher.

Und nun haben wir den Verbraucherschutz, Konsumentenschutz, was weiss ich..? (lacht) Aber eigentlich ist es eine

himmeltraurige Geschichte. Die Bedeutung der 70'iger Jahre ist in der Architektur noch nicht aufgearbeitet. Es sind vielleicht zehn Jahre, in denen entscheidende Weichen für unsere Gegenwart gestellt wurden. Es entstanden neue Berufe. Beispielsweise der Bauphysiker, den Beruf gab es davor nicht. Der Raumplaner ist entstanden, den gab es vorher auch nicht. In den 80er Jahren kam der Brandschutztechniker dazu, der Fassadenplaner, alles Spezialisten, die bis dahin Teile des Architekten waren.

Die Baukultur ist Teil unserer übergreifenden, inzwischen globalen Kultur. Sie folgt den gleichen Gesetzen. Sie ist vielschichtig und komplex. Die Idee der CIAM-Architekten einer neuen, durch die Architektur geprägten, Stadt lassen sich nicht mehr wie in den Entwürfen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch einen genialen Entwurf lösen. Neue Visionen für eine Baukultur bestehen m.E. Nicht. Unter dem Druck der neoliberalen, allein auf die Wirtschaftlichkeit und Verbrauch fokussierten Gesellschaft, lassen sie sich nur schwer realisieren. Die ökologischen Veränderungen der Umwelt sind, so bedrohlich sie erscheinen, der wichtigste Anstoss für die Baukultur. Bevor jedoch ein neues „Design“ entworfen wird, müssen politische Prozesse zu einer neuen gesellschaftlichen Basis führen. Die Baukultur wird folgen und entsprechende neue Beiträge erbringen.





EIN GESPRÄCH MIT FREDI ALTHERR ÜBER DIE FÖRDERUNG DER BAUKULTUR

Grundlage für die Arbeit in der Denkmalpflege ist Öffentlichkeitsarbeit auf verschiedensten Ebenen. Mit Beispielen aus der praktischen Arbeit werden den Leuten Bilder und Methoden vermittelt, die das Verständnis für Schutzanliegen erst ermöglichen. Es muss erläutert werden, weshalb mit geschützten Ortsbildern und Einzelobjekten eine Spur in die Vergangenheit gelegt wird. Eine Spur, die uns einerseits auf einer intellektuellen Ebene Orientierung ermöglicht und andererseits Vertrautheit und Qualität in der gebauten Umgebung bietet. In diesem Zusammenhang bin ich in einer Zeitung auf ein Zitat gestossen, das mich seither begleitet. Gilles Deleuze schreibt „Die Vergangenheit gegen die Gegenwart denken, der Gegenwart Widerstand entgegensetzen, nicht für eine Rückkehr, sondern zugunsten, hoffentlich, einer künftigen Zeit.“

Mit der Pflege von historischen Häusern zeigen wir nicht primär nostalgische Gefühle, ein verhaftet Sein im Vertrauten und Alten, im Schönen und Netten. Historische Bauten ermöglichen auf unersetzbare Weise eine geistige und emotionale Auseinandersetzung.

Angefangen als Denkmalpfleger in Appenzell Ausserrhoden habe ich mit einer 80 Prozent Stelle . Und ich wusste, dass es im Kanton rund 15'000 Häuser gibt, die einen Schutz geniessen. Entweder in einer Ortsbildschutzzone oder als Einzelobjekt. Die Betreuung von Renovations- und Umbauprojekten ist unmöglich allein zu bewältigen. Also habe ich mich mit Leuten verbunden, bin Kooperationen eingegangen. Mit Baubehörden, mit Handwerkern, mit Planungsbüros, mit Bauherrschaften, mit Hochschulen, einfach mit allen. Auch weil ich die Zusammenarbeit mit all den Leute brauche, um mich selbst zu informieren, meine Position zu finden und immer wieder zu verfeinern, zu justieren.



Fredi Altherr
Architekt
Kantonaler Denkmalpfleger
2001 - 2018
Appenzell Ausserrhoden

Als ich vor zwanzig Jahren als Denkmalpfleger anfang, kam ein Journalist in mein Büro und fragte mich, ob ich irgendein Thema hätte, das mich besonders interessiere Was mich schon länger beschäftigt, sind historische Tapeten aus

dem 19. Jahrhundert. Gerne möchte ich mich vertieft mit dem Thema beschäftigen und eine Sammlung anlegen. Ich bat darum, mich zu informieren, wenn bei einer Renovation oder bei einem Umbau historische Tapeten auftauchen. Und garantierte, dass ein Haus deshalb nicht unter Schutz gestellt würde. Die Äusserung hat dazu geführt, dass ich während zwanzig Jahren regelmässig Anrufe bekommen habe, da sei noch was zum Vorschein gekommen, was zu tun sei. Oder es sei noch eine ganze Tapetenrolle aufgetaucht, ob sie zur Denkmalpflege gebracht werden könne. So entstand ein angeregter Austausch. Ich kam mit den Leuten ins Gespräch, konnte sie besuchen, das war fantastisch.

Nach Abschluss einer Renovation eines interessanten Gebäudes haben wir immer wieder die lokalen Medien informiert, haben eingeladen zu einer Führung oder mit einem Vortrag über Besonderheiten informiert. Zum Beispiel auch anlässlich eines Feuerwehreffestes hat man anhand von Dias Aspekte des Bauens im Appenzellerland beleuchtet und das gemeinsame Gespräch gesucht. So hat sich im Laufe dieser zwanzig Jahre ein ganzes Bündel von Aktivitäten ergeben. Der Verein „Appenzellerhefte“ hat eine Publikation „Fabrication - Kleine Industriegeschichte des Appenzellerlandes“ herausgebracht. Darin wird unter anderem die Geschichte der berühmten „Langgebäude“ in Bühler aufbereitet. Weiter haben wir eine Vereinigung gegründet mit dem Namen „Forum Appenzellerhaus.“ Da kommen Leute aus der Verwaltung, der Produktion und Planung zusammen. Wir haben Werkstattbesuche organisiert, haben Gipser, Schlosser, Schreiner, einen Holzbauer besucht. Wir sind mit dem Förster in den Wald gegangen und haben uns zeigen lassen, wie Holz „geerntet“ wird. Wir haben für Laien und Profis Veranstaltungen angeboten zu Verputzen, Farbanstrichen, Glas und so weiter. Es kamen in der Regel zwischen zehn und vierzig Leuten, die Veranstaltungen waren richtig gut besucht.

Wir haben festgestellt, dass sich immer wieder Fragen zum Energiehaushalt stellen, wenn es ums Ertüchtigen von historischen Häusern geht. Zusammen mit den Kantonalen Energiefachstellen haben wir Merkblätter zur energetischen Sanierung von Altbauten erarbeitet. Anhand von konkreten Beispielen, einem Appenzellerhaus, einem Thurgauerhaus, einem St.Gallerhaus, von Holzhäusern, einem Massivbau und einem Riegelbau zeigen die Merkblätter auf, mit welchen Massnahmen wieviel erreicht werden kann.

Seit dem 17. Jahrhundert hat es im Appenzellerland während fast zweihundert Jahren richtig geboomt. Ein grosser Einbruch für die Stickerei- und Weberei erfolgte im Zusammenhang mit Wirtschaftskrise und Weltkrieg. Krisen gab es zwar immer wieder, so wie während den Napoleonischen Kriegen und der so genannten Kontinentalsperre. Doch während der Boom-Zeiten wurde im Appenzellerland extrem viel gebaut. Heute, nach fast hundert Jahren Stagnation, verfügt Appenzell Ausserrhoden

über unzählige Bauten, die unbenutzt sind oder in die nicht mehr investiert wurde. Häuser wurden „zu Tode gewohnt“. Was man der Denkmalpflege anlastete, weil die sich gegen einen Abbruch wehre und gegen Erneuerung sei. Wegen der Textilgeschichte und frühen Wirtschaftswachstums hat Appenzell Ausserrhoden den schweizweit höchsten Altbaubestand. Hier wurde nicht in Fabriken gewoben, sondern in Einzelhäusern. Wir haben festgestellt, dass die Häuser nicht aus Unwissen oder Geiz nicht unterhalten werden, sondern weil die Leute mit den notwendigen Planungsarbeiten und Abklärungen oft überfordert sind. Früher konnte man den Schreiner beauftragen, wenn wieder einmal Fr. 10'000.- gespart waren, um diese in Renovationen oder Umbauten zu investieren. Heute brauchen wir dafür eine Baubewilligung, Die Bedürfnisse fürs Wohnen und Arbeiten haben sich auch stark geändert. Wir brauchen Parkplätze, einen Aussenraum für Freizeit und Garten. In Appenzeller Häusern sind Räume sind zu niedrig, es gibt auf den Nebenfassaden zu wenige Fenster, ein Badezimmer fehlt und kalt ist es auch. Was kann und darf ich tun?

Mit der „Stiftung Dorfbild Herisau“ hat es begonnen. Wir haben für vernachlässigte Häuser Bauberatungen angeboten. Zuerst ging es nur um Fassadenrenovationen. Es gab zu viele „hässliche“ Häuser im Dorf. Anfänglich wurden lediglich Fotos gemacht, dann ein Transparentpapier darübergerlegt um den Leuten mit ein paar Strichen zu zeigen, was sie machen können und was das kostet. Nach fünf Objekten haben wir gemerkt, dass das nicht reicht. Sobald Fenster erneuert werden müssen, geht es von der Oberfläche in die Tiefe des Gebäudes., Es geht plötzlich auch um den Energiehaushalt und die Funktionalität. Wir haben die Beratung ausgebaut und das Projekt „Haus-Analyse“ entwickelt. Am Anfang wie beschrieben als Pilotprojekt, später mit einem etablierten Team von zwölf Architekturbüros, einer Geschäftsstelle und der fachlichen Leitung durch die Denkmalpflege. Eigentümer und Eigentümerinnen werden heute informiert über den Unterhaltsbedarf, die Möglichkeiten für technische und funktionale Veränderungen sowie die Wirtschaftlichkeit. Oder darüber, ob ein Gebäude noch renovationswürdig sei oder ein Ersatzbau ins Auge zu fassen sei. Dafür haben sich die meisten Gemeinden mit dem Kanton zusammengetan. Eine Haus- Analyse kostet im Schnitt rund Fr. 6'000.-. Davon bezahlt die Gemeinde einen Drittel, ein Drittel der Kanton und ein Drittel die Eigentümer. Unterdessen sind rund 180 Haus-Analysen gemacht worden und man hat festgestellt, dass bei mehr als 60% davon bauliche Massnahmen gefolgt sind. Inzwischen gibt es das System unter der Leitung von „EspaceSuisse“ auch in den Kantonen Glarus, Schwyz, Graubünden, und Thurgau. Im Kanton St. Gallen wird die „Haus-Analyse“ jetzt eingeführt.

Fredi Altherr
Architekt
Kantonaler Denkmalpfleger
2001 - 2018
Appenzell Ausserrhoden

Eine weitere Beobachtung als Denkmalpfleger war jene, dass nicht mehr renovationswürdige Bauten häufig durch fantasielose Neubauten mit Klischeeversatzstücken



Luca Romano: Bauernhof Stein / 35mm Kodak 200 / Winter 2020

ersetzt werden. Es herrscht eine gewisse Ratlosigkeit darüber, wie im historischen Kontext gebaut werden soll und kann. Deshalb haben wir ein Projekt mit den Namen „Bauen im Dorf“ auf die Beine gestellt. Dazu wurden sechs kompetente Architekturbüros eingeladen, für sechs vorgegeben Standorten qualitativ hochstehende Häuser zu entwerfen. Die Projekte wurden ausgestellt und mit Vorträgen, Führungen und Podiumsgesprächen erläutert, diskutiert, gelobt und kritisiert. Es kamen regelmässig hundert Leute pro Abend und die Zeitungen wollten darüber berichten. Denn über das Bauen ist es attraktiv, zu berichten. Das Familienblatt macht eine Homestory, mit ein paar Schwenkern zum Bauen und zur Nutzung. Im Fachblatt spricht man über Architektur, über Kosten oder Energie. Es gibt kaum ein Thema, das näher bei den Leuten ist. Jeder und jede wohnt und arbeitet. Früher wurde gesagt, über das Militär oder die Schule wissen alle Bescheid. Aber über das Bauen haben noch viel mehr Leute etwas zu sagen. Alle stecken wir, sei es beim Wohnen oder Arbeiten, mittendrin. Man hat ein Haus angefasst, hat sich gestossen, hat sich wohlgefühlt, da gibt es unzählige Geschichten zu erzählen. Und genau dort müssen wir ansetzen.

Ein weiteres Vermittlungsprojekt waren so genannte „Holzbauseminare.“ Mit dem beschriebenen riesigen Holzbaubestand und einem ebenso grossen Manko, was Forschungsarbeit anbelangt. Wir haben einen Katalog angelegt mit Häusern, die untersucht werden dürfen und den Architekturschulen unterbreitet. Daraus entstanden spannende Arbeiten wie zum Beispiel die Publikation Appenzeller Strickbau die in Zusammenarbeit mit dem Institut für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich erschienen ist.

Im Gespräch mit Werner Binotto kam die hervorragende Holzbaukultur der Ostschweiz zur Sprache, wie schätzt du diese ein?

Die Holzbaukultur in der Ostschweiz ist bemerkenswert. Ich habe das Projekt „E-Nachschlagewerk für das Bauen an historischen Häusern – Appenzellerland“ lanciert, weil es zum Thema bisher nichts gab. Es gibt zwar die Bauernhaus-Forschung, die hört jedoch im Massstab 1:20 auf. Darum hängt hier auch dieser Fassadenschnitt 1:1. Es gibt fast keine Zeichnungen mehr, worauf wir sehen können, wie ein traditioneller Holzbau wirklich gefügt ist und funktioniert mit all seinen Profilen, Fälzen und technischen Feinheiten.

Ein anderes Projekt entstand in Zusammenarbeit mit der ZHAW Winterthur. Wir wollten das Vorurteil widerlegen, dass moderne Architekten keine Ahnung vom Bauen hätten, weil sie keine Vordächer mehr planen. Das Appenzellerhaus verfügt nur auf der Hauptfassade über ein Vordach, um die Fensterfronten und vor allem die Schlitz für die Zugläden vor Regen und Schnee zu schützen. Die Seiten- und Rückfassaden kommen ohne Vordächer aus. In

der Physikabteilung „Multiphysics Modelling and Imaging“ wurden Simulationen von Häusern vorgenommen, die von Wind in verschiedenen Stärken angeströmt werden. Einmal mit, einmal ohne Vordach. Anhand der Strömungsbilder konnten wir aufzeigen, dass Vordächer auch eine Schwächung der Gebäudehülle darstellen. Sie verursachen Windverwirbelungen und starke Sogwirkungen mit Schadenfolge auf der Dachoberseite. Dazu durfte ich einmal an einer Veranstaltung referieren, bei der die Hälfte des Publikums von Bauern besetzt war. Diese haben gespannt verfolgt, was ich ihnen über die Vordächer erzählte. Die Leute sind wirklich interessiert, sie wollen wissen warum ihre Häuser so sind, wie sie sind.

Bei Spaziergängen, sei es durchs Dorf oder übers Land, können wir mit den Leuten am Objekt, an ihrem Haus ins Gespräch kommen. Und alle haben schon einmal einen Zugladen hochgezogen oder einen Fallladen runtergelassen. Wenn wir den Leuten anhand der Profile vor Ort den konstruktiven Wetterschutz erklären können, sehen sie ihre Häuser plötzlich in einem anderen Licht. Und behandeln sie auch anders, besser.

Wenn du das nicht angepackt hättest, würde es diese Instrumente immer noch nicht geben?

Wer weiss?

Wo liegt das Problem, oder ist es einfach normal, das einer erstmal anfangen muss?

Ich denke, das ist so. Aber die Arbeit zeigt Wirkung. Man kann solche Projekte nie allein machen, da sind immer andere dabei. Sie helfen mit, sie informieren dich, sie kritisieren dich und so gibt es immer wieder Neues zu entdecken. Ich habe drei Jahre vor meinem Pensionsalter bei der Denkmalpflege gekündigt, weil ich ein Nachschlagewerk für das Bauen an historischen Häusern in Form einer Website erarbeiten möchte. Zusammen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern werden wir die nächsten vier Jahre daran arbeiten, altes Wissen und neue Erkenntnisse festzuhalten. Um diese zu sichern und den Fortbestand und die Entwicklung der historischen Häuser zu ermöglichen.





EIN GESPRÄCH MIT CHRISTOPH KESSLER ÜBER DIE ENTWICKLUNG DES HANDWERKS

Der Schlüsselmoment ist das Wachstum, gerade auf meinen Beruf bezogen, da ist die Wirtschaft nach dem Krieg so schnell gewachsen, dass wir die Arbeitskräfte auf dem Bau gar nicht mehr hatten. Das hat dazu geführt, dass wir hauptsächlich aus Italien Arbeitskräfte zugezogen haben, das hat unter anderem auch dazu geführt, dass Regionalitäten verloren gegangen sind. Die Baukultur hat einen Cut erfahren, das lokale Handwerkswissen wurde nicht mehr übermittelt, im Gegenteil, die Handwerker haben ihre Baukultur mitgebracht und die Details oder Finessen sind schwammig geworden oder verloren gegangen. Das ist der eine Aspekt den ich sehe und das gleiche ist, wenn man die Mineralisierungen anschaut, haben wir eine Industrie, welche die Komplexität aus der Materialisierung nehmen wollte und aus der Verarbeitung.

Eben auch weil gewisses Know-how verloren ging, und das hat einfachere Produkte gegeben, mehrfachenwendbare Produkte und das heisst, dass wiederum die Vielfalt und die verschiedenen Eigenschaften von diesen Produkten verloren gegangen sind. Und da habe ich das Gefühl, das ist zentral und das Resultat ist wiederum, aufgrund von den Produkten und den Werten, die geschaffen wurden, der Wert, der Respekt und die Anerkennung der Gewerke verloren gegangen sind. Also wir haben eigentlich die Botschafter verloren. Ein stolzer Handwerksvater, der dem Sohn noch zeigte wie man das Detail löst und warum es so macht. Das ging verloren und haben wir auch noch nicht zurückgewonnen. Erst seit kurzem glaube ich wieder daran, dass wir eine Chance haben über die sozialen Medien, über eine Bildsprache wieder eine Wertigkeit verstärkt zu vermitteln. Auch über den Menschen, das Wohlbefinden und auf einmal eine andere Wertigkeit entsteht und wieder eine andere Materialisierung verkauft werden kann, die man vor zwanzig Jahren noch nicht hätte verkaufen können. Aber das ist häufig auch einfach eine Frage des Preises. Das sehe ich und erlebe ich so. Es fängt beim Material, bei der Ausbildung, bei der Anerkennung an. Oder auch die Preisfindung, was darf so ein Bauwerk kosten? Oder was darf ein einzelnes Element überhaupt kosten? Ich glaube, dass es auch für den Architekten einfacher war, wenn man



Christoph Kessler
Gipsermeister
IG Altbau
Ostschweiz

ein Produkt für alle Anwendungen haben konnte, dann hat er die Expertise vom Handwerker auch weniger gebraucht. Ich benutze ja jetzt das Produkt A, das geht überall und da hat die Wertschätzung des Handwerkers abgenommen und natürlich auch die Architektur hat sich verändert –und in welche Richtung ging die Architektur? Sie ist reduzierter geworden. Vielleicht handwerklich weniger anspruchsvoll aufgrund der Formgebung. Wenn man jetzt eine Jugendstilvilla anschaut, die haben vielmehr dekorative Elemente, künstlerische Elemente, wo der Handwerker sein Flair ausspielen konnte, seine Möglichkeiten ausschöpfen konnte. Und dann wurde halt schnell gebaut, günstig gebaut. Wir haben Wohnraum gebraucht.

Wenn man die Technisierung anschaut: mit den heutigen Mitteln hat man wieder viel mehr Möglichkeiten. Wir haben Maschinen, die so flexibel, so einfach mit Daten zu füttern sind, dass du ein individuelles Produkt bekommst, da ist das Handwerk einfach nicht mehr zahlbar. Wir haben vor Jahren Hinterspritzungen gemacht in Trogen, in dem Fünfeckpalast, da kostet so eine Decke 50.000 Franken, einfach um den Bestand zu sichern, die verschiedenen Putzschichten zu verbinden. Das kann sich kein Privater leisten einfach, dass ihm die Decke nicht auf den Kopf fliegt. Da hatten wir auch die Diskussion, was ist Kulturgut und wieviel braucht es davon?

Privatkunden sind wie Investoren: wenn du ihnen zeigen kannst, dass etwas einen nachhaltigen, besseren, langfristigen Nutzen hat und er hat die Mittel zur Verfügung, ja, dann ist es wie eine Investition. Ich sehe, dass die Tendenz dahin geht, dass die Leute bereit sind mehr zu zahlen, auch zum Teil unabhängig vom Budget, also dass man sagt: ich mache lieber weniger, aber es ist mir wichtig, dass ich die richtige Oberfläche habe. Die Fassade ist vielleicht weniger prädestiniert, weil sie hauptsächlich ästhetisch ist. Aber im Innenraum, wo das Raumklima ein Thema ist, die Gesundheit, da sind die Kunden wirklich viel stärker sensibilisiert. Wenn man Jemandem erklärt, sie halten sich x-Stunden im Schlafzimmer auf, der Feuchtigkeits-Haushalt hat eine Relevanz. Und die Kunden wünschen auch vermehrt: weg von der Maschine, von Hand verarbeitet, wie früher. Das mögen die Leute, wenn sie das sehen.

Grundsätzlich haben wir ein Kommunikationsproblem, wenn man jetzt schaut: du hast ein Mock-Up, dann erzählt dir der Architekt seine Geschichte dazu, der Handwerker versteht die Hälfte davon, dann kommt der technische Handwerker, schaut sich das Teil an, wenn es auch technische Funktionen hat, wie zum Beispiel ein Fensterdetail und der Handwerker sagt: «He, wie realisieren wir das Teil? Da haben wir in ein paar Jahren einen Schadensfall.»

Zum Beispiel die Fachhochschule, wo man jetzt für eine Million die Rollläden ersetzen muss, nach einer Nutzungsdauer von acht oder zehn Jahren. Das würde man

sicher hinkriegen, die gewünschte Architektur plus die Funktion unter einen Hut zu bringen, dass der Rollladen auch einfach länger hält als die acht Jahre. Und beide verstehen nicht was die andern machen, der Handwerker versteht nicht was der Architekt mit dieser Formsprache aussagen will oder wieso er diese Materialisierung gewählt hat. Und der Architekt hat nicht das Gehör, die Muse oder die Zeit genau hinzuhören was der Handwerker ihm erzählt, warum etwas nicht funktioniert, so wie er das gezeichnet und geplant hat. Das ist wie verloren gegangen, der Respekt einander gegenüber. Und das müsste man wieder hinkriegen, dass die Wertschätzung wieder wächst und da glaube ich, könnte so ein Schmelztiegel, wenn die miteinander arbeiten, das Ziel müsste sein, dass die miteinander arbeiten, um das Vertrauen wieder zu steigern.

Also ich habe gerade letztens erlebt, bei einer Kirche wo die ganze Planung lief und wir waren immer wieder involviert. Bei dieser Kirche ging es um Putz und wir mit dem meisten Wissen auf dem Gebiet werden aus der Entscheidungsfindung ausgeschlossen. Bauherrschaft und die Architekten entscheiden jetzt, obwohl wir die Datensätze und die Basis geliefert haben. Da frage ich mich, wieso nimmt man den, der am meisten Know-How hat aus der Entscheidungsfindung raus? Das ist irgendwie komisch. Und das hört man leider überall.

Bei den Gipsern und Stuckateuren wird es von der Ausbildungstiefe weniger, dafür breiter gefächert. Früher hat ein Gipser Verputzarbeiten und Stuckarbeiten gemacht. Man hat so Rabitzarbeiten gemacht, Gewölbekonstruktionen, fertig. Heute kommt der ganze Brandschutz, Akustik, Dämmen – da ist es viel breiter geworden. Und wenn man jetzt die Architektur anschaut, gerade wenn man aussenliegende Fenster plant, das ist natürlich anspruchsvoll. Mit dem Metallbank der sehr dynamisch ist, mit der Dichtungsebene, blablabla... das hört nicht mehr auf. Also da haben wir sehr viele weitere Aufgabenbereiche dazubekommen, dass man halt gar nicht mehr alles so vertiefen kann. Früher hat man zum Beispiel die Schablonen selbst gebaut, um Stuck zu ziehen. Heute lernen die Lehrlinge das nicht mehr, die Schablone bekommt man vom Hersteller. Damals, für mich war das klar, ich musste die Schablone selbst bauen. Wobei, wenn man jetzt zehn Gipser nimmt aus der Region, dann machen vielleicht zwei noch Stuck, die anderen haben keine Ahnung von Stuck, die kaufen den Stuck ein. Zwei machen den Stuck selbst, aber einfach, weil sie den Plausch haben am Stuck machen. Wenn man das betriebswirtschaftlich betrachten würde, würden sie den Stuck auch einkaufen.

Gerade in der Denkmalpflege oder in der alten Bausubstanz, geht man wieder vermehrt hin und versucht Rezepturen genauer nachzubauen, das ist etwas was man vor zehn oder fünfzehn Jahren nicht gemacht hätte. Und das hat verschiedene Gründe, die Industrie hilft dir eh nicht. Also

wenn irgendetwas wäre, etwas falsch wäre, dann hast du zwei Jahre Garantie, dann sind die weg. Da muss ich sagen, trage ich das Risiko lieber selbst und weiss dafür, was in diesem Sack drin ist oder was ich selbst gemischt habe, anstatt irgendeinen Sack aufzureissen. Die Industrie erzählt dir eh nicht was da genau drin ist, dann kann ich auch das Risiko nicht genau abschätzen. Also mache ich es doch gleich selbst. Auf einen Putzsack habe ich von der Industrie die gleiche Garantie, wie wenn du etwas im Supermarkt kaufst. Das sind zwei Jahre. Und zwei Jahre sind ja nichts. Das interessiert mich nicht. Darum habe ich auch die Weiterbildung zum Fachexperten gemacht, als Handwerker oder Unternehmer bist du immer der schwächste. Du kannst dich nie auf die Industrie verlassen, die sind weg. Du hast eine Produktgarantie und alles andere interessiert die nicht.

Und was unsere Baukultur auch stark beeinflusst, ist, dass sich die Industrie sehr schnell entwickelt. Zum Beispiel die Sto Silent, eine Akustikdecke, da gab es während den ersten drei, vier Jahren jedes halbe Jahr neue Verarbeitungsrichtlinien, das war Forschen am Bau. Und das erleben wir schon, dass die Industrie einen gewissen Druck hat, innovativ zu sein, neue Produkte zu bringen, günstigere Produkte zu bringen und einfach die Forschungszeit nicht haben. Das ist schon ein Trend, den wir haben. Und das gibt eine Wertigkeit auf die Baukultur, wenn Dinge nicht funktionieren.

Die Industrie will per se verkaufen und dementsprechend sind die Leute auch geschult. Sie sind Verkäufer, mit den meisten mit denen man zu tun hat, da kennt man als Anwender das Produkt besser als der Verkäufer. Früher haben sie die Produkte wenigstens 20 Jahre verkauft, da hattest du einen Ansprechpartner, der hat sein Produkt schon so viele Male im Einsatz gesehen, der hat sein Produkt wirklich besser gekannt.

Die Industrie hat erst Interesse, wenn sie ein tolles Produkt haben, mit der richtigen Wertschöpfung und sie finden keinen Unternehmer, der es applizieren kann, dann kommen sie. Dann wollen sie dass du ihr Produkt verbaust, ohne, dass sie Scherereien haben. Sonst haben sie immer nur den Aspekt, ein Produkt zu produzieren, das für alle anwendbar ist und da merkt man vielleicht auch den Trend, dass es vermehrt Nischenplayer gibt wie z.B Haga Naturbaustoffe, die gibt es schon lange, aber wenn man mit denen das Jahresendgespräch führt, erleben die ein riesen Wachstum. In dem Sektor sieht man einen Markt, der die Individualisierung will, da hat man auch eher mal den Transfer zum Handwerker, weil sie sehen wollen: was macht der mit unserem Produkt? Und das ist natürlich, weil das Produkt speziell ist, spezielle Eigenschaften hat und mehr Kompetenz des Handwerkers braucht und gibt dann auch andere Resultate, wie wenn man halt den weissen Kessel mit dem 1,5mm Korn auf eine Wand streicht. Aber im Grossen und Ganzen ist es auch

wieder eine Kostenfrage, der Faktor Kosten ist einfach immer gross und das Einzige was man da machen kann ist, wenn du über die Kommunikation die Wertigkeit stärken kannst und dass man dann die Kosten stärken kann. Und gleichzeitig werden andere Konsumgüter so viel billiger. Vor zwanzig Jahren war eine Gipsdecke sagen wir 3.500 Franken, aber der Fernseher in der Ecke hat auch 3.500 Franken gekostet. Heute kriegst du den Fernseher für 500 Franken, meine Decke kostet immer noch 3.500 Franken. Das ist das grosse Problem, im Handwerk hast du nur bedingt Rationalisierungsmöglichkeiten, es wird einfach immer teurer im Gegensatz zu anderen Dienstleistungen.

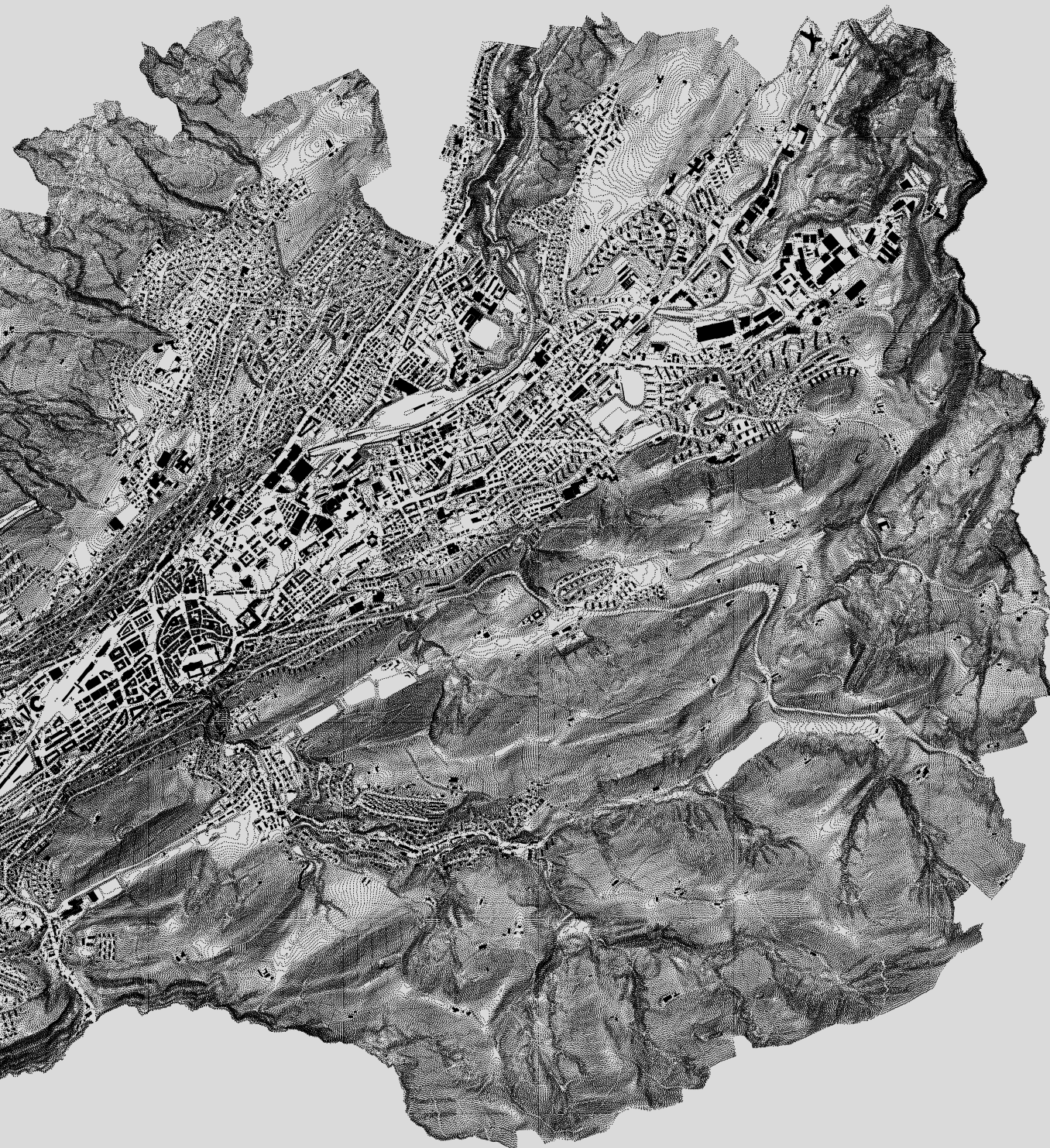
In der IG Altbau, ist per se das Interesse der Altbau, es ist auch ein Netzwerk, wo wir uns natürlich auch gegenseitig die Aufträge zuhalten, aber per se ist es einfach der Altbau. Und trotzdem haben wir Mühe, wir hatten mal die Idee, dass jedes Gewerk seine Sprache versucht zu vermitteln, weil jeder hat Fachausdrücke, die man gar nicht weiss. Und es ist ähnlich wie beim Verlust des Know-hows, dass eben auch die Kommunikationsmöglichkeiten, die Wörter verloren gehen und man eigentlich nicht mehr weiss... Aber das Interesse ist klein, es ist wirklich klein. Man hat Mühe die Leute zu motivieren, ihre Begriffe vorzustellen und zu erklären: warum heisst das so und warum wird das so gemacht et cetera... Aber das ist vielleicht auch ein Problem, wir haben sehr viele Produktebezeichnungen. Da gibt es Produkte, bei denen die Industrie so stark ist, dass sogar ein Name der Industrie Platzhalter für ein Produkt wird.

Das ideale für die IG Altbau wäre eigentlich ein Bauhüttenprinzip. Aber was uns unterscheidet ist, dass wir uns halt doch nicht als Eins verstehen. Ich bin der Gipser, der andere ist der Schreiner usw. Was wir aber mal einführen wollten, ist eine Kritikkultur, eine Kritikkultur, so wie ein Verbesserungsmanagement. Da merkt man aber immer wieder, dass man mit Kritik nicht umgehen kann und Fehlerkultur fehlt, wie: was macht man am nächsten Projekt besser oder konnten wir die Bedürfnisse des Kunden wirklich abholen? Aber das haben wir nicht geschafft. Das leben wir nicht, also, dass man jedes Projekt diskutiert und bespricht. Was war nachhaltig? Was nicht? Was könnte man am Prozess verbessern? Hat der Kunde für sein Geld bekommen was er wollte? Empfindet er es als nachhaltig, wertig, fair? Das leben wir nicht. Ist vielleicht auch ein Problem des einmaligen Kunden. Der hat jetzt gebaut. Was wäre, wenn es jetzt immer wieder der gleiche wäre? Das fehlt irgendwie, in der Bauhütte hast du das Objekt als Ganzes. In diesen Gewerken hast du schon auch noch Konkurrenzsituationen. Wie ein Zimmermann der Schnittstellen hat mit dem Gipser: Trockenbau mache ich genau so, der Zimmermann macht es mit Holz, wir verwenden Metallprofile et cetera... Die Konkurrenz unter den Gewerken ist schon immer spürbar.

Bei einem von Fredi Altherr's Spaziergängen mit dem Forum Appenzellerhaus war ich auch dabei. Das Thema war der Sockel. Ein Sockel ist halt per Definition eine Verschleiss-Schicht, also: Wieso gliedert man ein Haus? Auch, weil man im untersten Bereich, 40 bis 50cm, das grösste Schadenspotential hat, weil es Spritzwasser gibt, Salzbelastung gibt, aufsteigende Feuchtigkeit, etc. Und dann steigt auch die Akzeptanz bei den Leuten für diese Verschleisszone, weil sie wissen, warum sie das haben und der Planer weiss vielleicht auch zukünftig was der Preis ist, wenn das Haus aus dem Boden wächst anstatt einer Gliederung zu machen. Und das ist die Thematik, die dann diskutiert wird.

Der Handwerker sagt: «Bildet einen Sockel aus.» der Architekt meint: «Er will das Haus aus dem Boden wachsen sehen.» Aber diese Diskussion muss geführt werden. Wenn der Austausch stattfindet, bekommen beide eine Akzeptanz. Vielfach ist es ein Problem der Kommunikation und des Austausches und vielleicht auch von dem Erlebten.

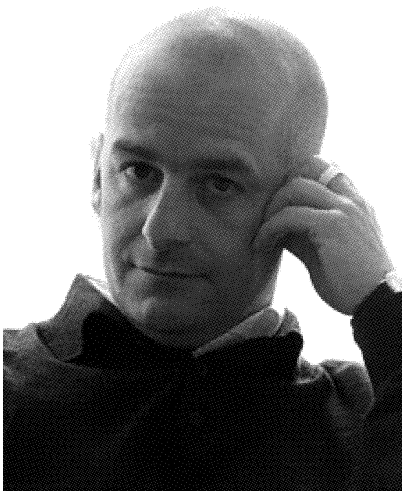




EIN GESPRÄCH MIT ARNO RITTER ÜBER DIE FÜHRUNG EINES HAUSES DER ARCHITEKTUR

Ich habe nicht Architektur studiert, sondern mich haben Lebenszufälle in dieses Feld verführt. Ich war 29 Jahre alt, als ich 1995 von Wien nach Innsbruck kam, hatte Publizistik, Geschichte und Philosophie studiert, war „grün“ hinter den Ohren, naiv aber auch motiviert, vor allem aber gab es damals keine lange Vorgeschichte des Vereins, denn dieser war erst 1993 gegründet worden und hatte 1994 seine Räumlichkeiten mit einem Vortrag eröffnet. Die Gründung vom Verein – wir hießen damals Architekturforum Tirol –, erfolgte durch eine Gruppe von engagierten Architekt*innen, die teilweise noch studierten oder bereits etabliert waren, aber gemeinsam die Situation für moderne Architektur verbessern wollten. Im Nachhinein ist die Gründung für mich ein gewisses Wunder, denn die „Tiroler*innen“ sind eigentlich nicht unbedingt große Kollektivist*innen und die Architekturszene damals war vor allem von einer gewissen gegenseitigen Missachtung geprägt. Einige wichtige Personen, die den Verein mitgeprägt haben, gehörten der Generation von Studierenden der Architekturfakultät in Innsbruck an – die erst 1969 gegründet worden war –, die dort vor allem durch ihr politisches Agitieren auffielen, dh. die 1968er-Bewegung kam erst in den 1970er-Jahren über die Berge. (lacht) Diese Generation ist jetzt 60plus, waren damals Marxisten, Maoisten, Kommunisten, Revolutionäre Sozialisten etc. und haben weniger Architektur studiert, sondern politisiert und mit Sprache größtenteils ideologisch agiert.

Dieses kleine Kollektiv definierte subkutan in der Anfangsphase ein widerständiges Moment, einen gesellschaftspolitischen und strukturellen Anspruch, der ganz wesentlich für den weiteren Weg des Vereins, des Programms wie des öffentlichen Auftretens war und ist. Denn „hintergründig“ ging es „uns“ nie ausschließlich um reine Ästhetik, nicht nur um Ausstellungen und Vorträge, sondern grundsätzlich darum das kollektive Bewusstsein dafür zu sensibilisieren, dass durch die bewusste und anspruchsvolle Gestaltung unserer Umwelt die Lebensqualität der Menschen verbessert wird. Durch Veranstaltungen und Ausstellungen, aber vor allem durch den Aufbau einer breiten Gesprächskultur über Architektur und damit eines sozialen Netzwerkes sollten



Arno Ritter
Leiter AUT
Architektur und Tirol
Innsbruck

inhaltliche Impulse für die architekturinterne, aber auch öffentliche und „politische“ Diskussion über Fragen der Gestaltung unseres Lebensraumes angeboten werden.

Von Anfang an war die Motivation der Widerspruch gegen den bewusstlosen Zeitgeist, gegen Ideologien der Eindeutigkeit, gegen das Argument des „So war es und so ist es“ und auch gegen die damals vorherrschende öffentliche wie politische Wahrnehmung von Architektur, die primär durch Ablehnung geprägt war. Langsam entwickelte sich aus dieser emotionalen Nährflüssigkeit eine Biografie des Ausstellens und Vorstellens, des Agitierens und Argumentierens. Ganz wichtig waren dabei immer der konstruktive Dialog und die Wahl der Sprache, denn von Beginn an ging es uns eigentlich um Vermittlung und Kommunikation, um den Austausch von Meinungen, um Disputation, sei es in unserem Programm, in den internen Diskussionen und öffentlichen Veranstaltungen oder im Dialog mit der Politik. Denn eine wesentliche Aufgabe vom aut ist seine soziale Netzwerkfunktion und der breit aufgestellte Vermittlungsanspruch, der dazu führte, dass zwar Architektur immer im inhaltlichen Fokus stand, aber auch Kunst und Design, die Philosophie und die Theorie, die Landschaft und die Ingenieurbaukunst, der Film und die Fotografie, die Grafik und das Buch sowie die ästhetische Bildung von Kindern und Jugendlichen fixer Bestandteil unserer Tätigkeit ist. Letztlich ging es – bewusst oder unbewusst – sowohl um den steten Aufbau einer niveaувollen Diskussion über Gestaltungsfragen als auch um die Forderung nach einer qualitätsorientierten Baukultur.

Das faszinierende und gleichzeitig ideale für mich am Anfang war, dass der Verein fast keine Geschichte hatte, wir also keinem vorgeprägten Bild nacheifern mussten. Die Offenheit der Gründungsintention und der beteiligten Personen ließ Experimente und Fehler zu, Ausstellungen wurden einfach gemacht und Vortragende frech eingeladen. Auch wenn nur sieben Besucher*innen den Ausführungen folgten, die Diaprojektoren klemmten und manche Fotos oder Pläne an der Wand schief hingen, ging die kollektive Energie und das Selbstvertrauen nie wirklich verloren. Wir machten einfach weiter, weil die Idee und wir noch jung waren, nicht anders konnten und es vor allem den anderen – wo auch immer sie waren – zeigen wollten. Das „Kind“ konnte wachsen und sich austoben, den Hauch anarchistischer Gefühle atmen und wichtige Phasen der Fehlerproduktion und Reifung durchmachen. Mit dieser Energie und pragmatischen Konsequenz wurden wir politisch, nicht deshalb, weil wir primär politische Ziele verfolgten und diese offensiv formulierten, sondern deshalb, weil die widerständige Energie des Kollektivs spürbar wurde. Und dies nicht nur durch die Veranstaltungen und Ausstellungen, sondern vor allem durch die Tätigkeit der vielen Architekt*innen, die ihre Bauwerke gegen viele Widerstände realisierten.

Denn ohne die Tatsache, dass qualitätvolle Architektur entstand und sichtbar wurde, dass darüber geredet und in Zeitungen wie im Fernsehen berichtet werden konnte, ohne diese Rahmenbedingungen wäre das Ganze nicht entwicklungsfähig gewesen.

Im Wesentlichen geht es uns um den Begriff der Baukultur, dh. letztendlich um den Aufbau und die Ausdifferenzierung von Sprache. Das vergleiche ich oft mit der Esskultur in Italien, denn dort findet man fast überall ein Lokal, wo man gut essen kann. Das hat auch damit zu tun, dass – ironisch gesagt – 50% der täglichen Gespräche der Italiener*innen dem Essen und dem Genuss gewidmet sind. Und deswegen haben sie auch einen Anspruch nach Qualität, dementsprechend eine Differenzierung der Sprache über das Essen und in weiterer Folge Geschäfte mit guten Produkten und viele gute Lokale, die diesem Anspruch gerecht werden. In diesem Sinne bin ich überzeugt, dass man die Baukultur nur dann verändern kann, wenn man daran arbeitet, dass die Wahrnehmung geschult und damit die Sprache der Bevölkerung verfeinert wird, dh. wenn die Leute anfangen neu zu denken, oder „anders“ reden, oder plötzlich Wahrnehmungen oder Reflexionen über Architektur mitbekommen, die sie davor nicht kannten. Das ist sicher ähnlich wie bei Architekturstudent*innen am Anfang des Studiums, wenn sie erst die „Sprache“ der Architektur, die Fachbegriffe lernen und damit die Wahrnehmung von Bauten und damit das Bewusstsein für das Planen sukzessive schärfen. Das ist etwas, was auch der interessierten Öffentlichkeit ermöglicht werden sollte.

Deswegen gibt es auch verschiedene Strategien in der Vermittlung von Baukultur. Eine der erfolgreichsten Formate sind unsere Vor-Ort-Gespräche. Seit 1996 organisieren wir Besuche bei neu errichteten Bauten und haben mittlerweile über 200 Projekte besichtigt. Am Anfang kam fast ausschließlich die schwarz gekleidete Community, mit manchmal zehn bis fünfzehn Architekt*innen. Heute ist es so, dass mehr als die Hälfte „Nicht-Architekten“ sind und bis zu 300 Personen kommen, wobei diese Anzahl fast nicht mehr bewältigbar ist. Das hat sicher auch damit zu tun, dass die Architekt*innen das Projekt erklären, man das Gebäude „angreifen“, den Raum sehr unmittelbar „spüren“ und die Atmosphäre wahrnehmen kann sowie Fragen beantwortet bekommt. Das ist sicher die beste Strategie der Vermittlung von Architektur, da damit das synästhetische Moment der Architektur erfahrbar wird, das ich als zentral erachte, da es nicht nur um das Auge bedient.

Die zweite wesentliche Strategie ist, dass man verschiedene Angebote anbieten sollte. Wir machen inhaltlich und konzeptionell unterschiedliche Ausstellungen, organisieren Vorträge oder Führungen, haben eine online-Baudatenbank mit mehr als 800 Gebäuden in Tirol aufgebaut, stellen Interviews mit Architekt*innen und spannende Vorträge, die bei uns stattfanden, ins Netz und produzieren immer



Luca Romano: Stickereipalast Oberer Graben/ 35mm Kodak 400TX / Herbst 2021

wieder Bücher, die über den Buchhandel verbreitet und damit immer wieder international beachtet werden. So sind die beiden Bücher zu den Ausstellungen „Italomodern. Architektur in Oberitalien von 1946-1976“ von Martin und Werner Feiersinger sicher die erfolgreichsten, die mittlerweile in einer Gesamtauflage von 10.000 Stück in Deutsch und Englisch erschienen sind. Darüber hinaus produzieren wir die so genannte aut: info, eine Zeitschrift, die drei- bis viermal im Jahr erscheint und in der unser Programm angekündigt wird. Zusätzlich schreiben in diesem Heft Rainer Köberl und Ivona Jelcic regelmäßig Feuilletons und unregelmäßig andere Autor*innen zu Themen der Architektur, des Städtebaus oder kulturpolitischen Diskussionen. Immer wieder melden wir uns auch mit offenen Briefen zur Wort oder organisieren Gespräche mit Vertreter*innen der Stadtverwaltung oder des Landes Tirol. Was ich damit sagen will ist, dass wir ganz unterschiedliche Vermittlungsstrategien verfolgen und mittlerweile ein breites Netzwerk, vor allem aber auch eine gewisse fachlichen Expertise aufgebaut haben, dh. man fragt uns immer wieder um unsere Meinung oder möchte gewisse Informationen erhalten.

Ein wesentlicher Schritt in unserer Biografie war sicher die Übersiedelung ins Adambräu, einer Ikone der klassischen Moderne mit einer einmaligen Raumstruktur, die neue Möglichkeiten des Veranstaltens und Ausstellens eröffnete und Fragen dazu herausforderte. Im Dialog mit den Architekten, Grafikern und Künstlern, mit denen ich die Ausstellungen entwickle, wurde mir bewusst, dass es bei Architekturausstellungen um das Vermitteln von Abwesendem geht. Denn gehen sie in eine Kunstaussstellung sehen sie das, worum es geht, nämlich Kunst. Besuchen sie aber eine Architekturausstellung, werden sie vorwiegend mit Materialien der Produktion von Architektur, wie Plänen, Modellen oder Skizzen konfrontiert oder mit Artefakten, die für die Dokumentation der Bauten produziert wurden, wie Fotos, Texte und Filme. Aber das Wesentliche, nämlich der reale Raum und die gebaute Architektur sind abwesend. Dazu kommt, dass Architektur ein synästhetisches Phänomen ist, das ja mit allen Sinnen erfahren wird – von den Augen, über die Nase und die Ohren bis zur Haut wird Raum wahrgenommen. In diesem Sinne und aufgrund der räumlichen Möglichkeiten, die das Adambräu eröffnet, entwickelten sich einige Ausstellungen zu richtigen Architekturprojekten, die direkt vermitteln sollten, worum es in der architektonischen Haltung der Ausstellenden geht.

Da wir die vier Löcher, in denen ehemals die Braukessel positioniert waren, öffnen und damit jeweils zwei übereinander liegende Räume verbinden können, ergaben sich spannende Ausstellungsprojekte, wie z.B. mit Snøhetta, MVRDV, Maria Guiseppina Grasso Canizzo, Volker Giencke oder numen for use, aber wir haben auch „traditionelle“ Präsentation, wie mit

Arbeitsmodellen, Skizzen, Plänen und Fotografien von Alvaro Siza gemacht. Da konnte man Siza fast zuschauen, wie er denkt und wie er ganz direkt seine Projekte entwickelt, indem er zum Beispiel auf die Modelle draufzeichnet. Auch das Thema der körperlichen Erfahrung ist mir wichtig geworden, dh. welche Körperbewegungen muss man einnehmen, um eine Information zusätzlich zu den Ausstellungsgegenständen zu erhalten. Bei der Präsentation von Dietmar Feichtinger ging es darum, seine Brückenprojekte – die mit Modellen, Fotos, Videos und 1:1-Plänen von Details vermittelt wurden – noch eine Wahrnehmungsebene anzubieten. Wir haben daher drei Räume mit fünf Zentimeter Wasser geflutet, darüber die Modelle aufgehängt, diese beleuchtet und die Besucher*innen animiert barfüßig durch die Ausstellung zu gehen. Es war Sommer und in Summe entstand ein synästhetisches Erlebnis, da man das „kalte“ Wasser spürte, das Plätschern bei Gehen hörte, die Lichtreflexionen im Wasser und an den Wänden erlebte und gleichzeitig die „Abfallprodukte“ der Planung wie der medialen Vermittlung wahrnehmen konnte – das war Wow!

Wir haben das Glück einen sehr speziellen Ort bespielen zu können, der etwas ermöglicht, das in anderen Räumen nicht möglich ist. Darüber hinaus ist das Adambrau ein markantes Gebäude, das prominent im städtischen Raum steht, neben der stark frequentierten Bahnstrecke und an einer wichtigen Einfahrtsstraße in die Stadt, wir haben große Fenster zum öffentlichen Raum und da wir auch bei den Vorträgen nicht verdunkeln, sieht man, ob etwas bei uns los ist. Das ist natürlich ein gewisser Vorteil und schafft Aufmerksamkeit.

Aus der Biografie vom aut sind aber noch zwei, mittlerweile, unabhängige Einrichtungen entstanden. Die eine ist der Weissraum, der sich mit Grafik, Typografie und Design beschäftigt und die andere ist das sogenannte bilding, das ich mit meiner ehemaligen Mitarbeiterin Monika Abendstein gegründet habe und das wir mit Architekturstudent*innen gebaut haben. Dort können Kinder und Jugendliche zwischen 4 und 18 Jahren, abseits der Schule, der Noten und von Lehrer*innen, ihre kreative Ader in den Bereichen Architektur, Malerei, Bildhauerei, Fotografie, Film, Grafik, Typografie und Design ausleben. Das heißt aber nicht, dass sie später Architekt*in, Designer*in oder Künstler*in werden sollen, sondern sie können diesen kreativen Freiraum im eigentlichen Sinn für ihre Persönlichkeitsentwicklung nutzen.

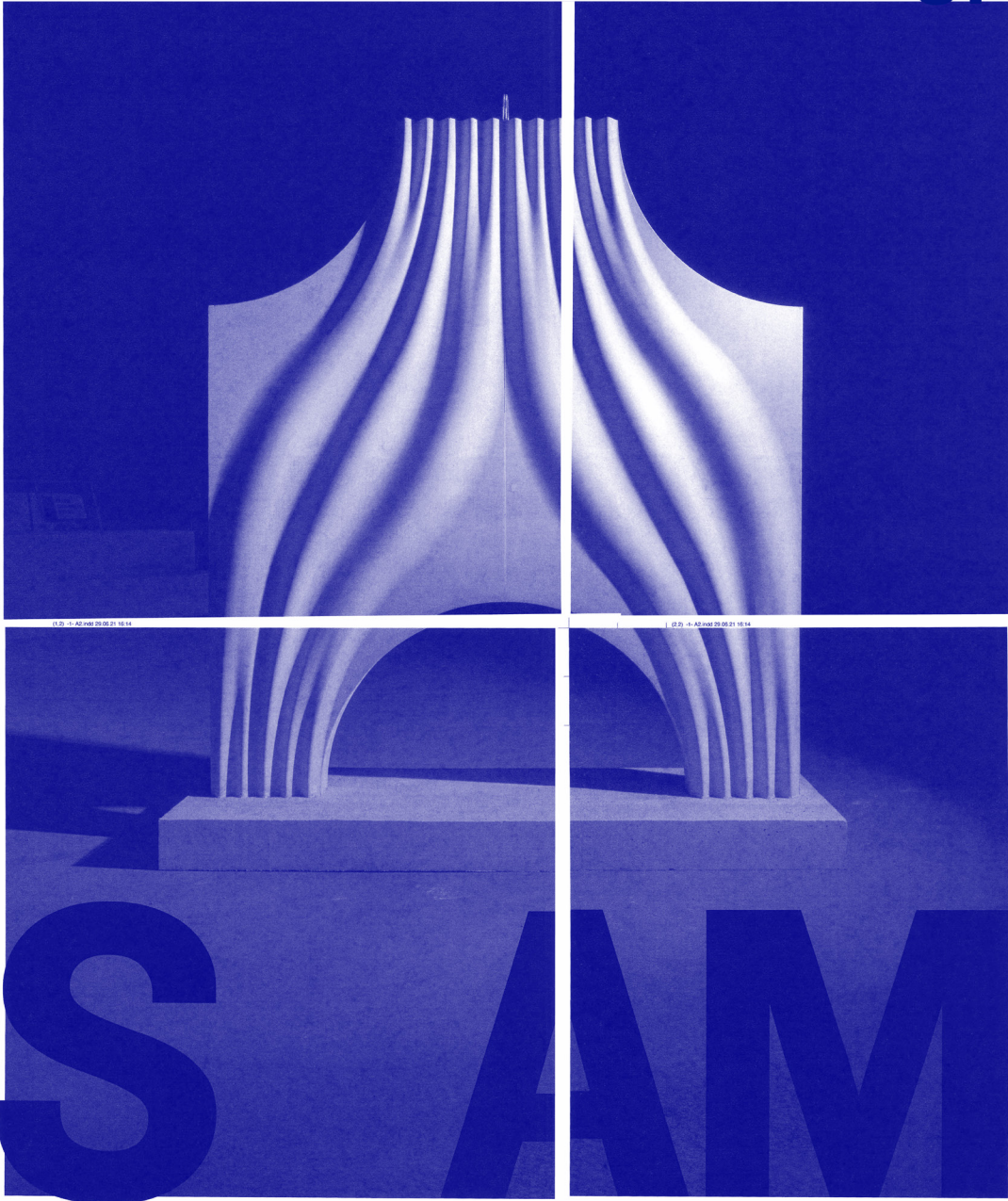
Wie es weiter geht, weiß ich nicht, aber ein wenig ironisch formuliert würde ich sagen: das Ziel vom aut war von Anfang an, irgendwann nicht mehr notwendig zu sein, dh. wir arbeiten an unserer eigenen Auflösung. (lacht)

zfbk

ZENTRUM FÜR BAUKULTUR
OSTSCHWEIZ
LAGERSTRASSE 10 / 9000
ST.GALLEN

DI	/	TUE	11 - 18
MI	/	WED	11 - 18
DO	/	THU	11 - 20:30
FR	/	FRI	11 - 18
SA	/	SAT	11 - 17
SO	/	SUN	11 - 17

H	28.02.-
H	31.04.22
H	MOCK -
H	UP



WAS LAUFT AM ZfBK ?

31 JAN 2022	01 FEB 2022	02 FEB 2022	03 FEB 2022	04 FEB 2022	05 FEB 2022	06 FEB 2022
/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// LOCALS FREIFORM IM HOLZBAU 16:00 - 18:00	/// KINDER UND HANDWERK 14:00 - 17:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// DIE OSTSCHWEIZ BAUT WEITER 17:00 - 19:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// MOCK UP VERHANDLUNG 17:00 - 18:00 /// DISKUTIERBAR 18:00 - OPEN END	/// LEGO CITY 10:00 - 16:00	/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00
07 FEB 2022	08 FEB 2022	09 FEB 2022	10 FEB 2022	11 FEB 2022	12 FEB 2022	13 FEB 2022
/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// BAUSTELLEN ZISTIG 16:00 - 18:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// ENERGIETREFF HORTUS 17:00 - 19:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// DISKUTIERBAR 18:00 - OPEN END	/// KINDER UND HANDWERK 08:00 - 16:00	
14 FEB 2022	15 FEB 2022	16 FEB 2022	17 FEB 2022	18 FEB 2022	19 FEB 2022	20 FEB 2022
/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00 /// FINISSAGE RE USED 18:00 - OPEN END	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// LOCALS LOKALES BAUEN 19:00 - 21:00	/// KINDER UND HANDWERK 14:00 - 17:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// VERLEIHUNG ROTER NAGEL 16:00 - 18:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// MOCK UP VERHANDLUNG 17:00 - 18:00 /// DISKUTIERBAR 18:00 - OPEN END	/// LEGO CITY 10:00 - 16:00	/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00
21 FEB 2022	22 FEB 2022	23 FEB 2022	24 FEB 2022	25 FEB 2022	26 FEB 2022	27 FEB 2022
/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// BAUSTELLEN ZISTIG 16:00 - 18:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// DISKUTIERBAR 18:00 - OPEN END	/// KINDER UND HANDWERK 08:00 - 16:00	/// VINTAGE FLOHMARKT 10:00 - 17:00
28 FEB 2022	01 MAR 2022	02 MAR 2022	03 MAR 2022	04 MAR 2022	05 MAR 2022	06 MAR 2022
/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00 /// VERNISSAGE MOCK-UP 18:00 - OPEN END	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// LOCALS SOCKELPUTZE 19:00 - 21:00	/// KINDER UND HANDWERK 14:00 - 17:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00	/// GIPSERVERBAND 08:00 - 16:00 /// MOCK UP VERHANDLUNG 17:00 - 18:00 /// DISKUTIERBAR 18:00 - OPEN END	/// LEGO CITY 10:00 - 16:00	/// OFFENE HOLZWERKSTATT 10:00 - 22:00

Herausgeber:

ZfBK
Zentrum
für Bukultur
Ostschweiz